



MERKUR

Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Herausgegeben von Christian Demand
Begründet 1947 von Hans Paeschke und Joachim Moras
Herausgeber 1979-1983 Hans Schwab-Felisch
1984-2011 Karl Heinz Bohrer
1991-2011 Kurt Schaeel

Redaktion: Ekkehard Knörer
Redaktionelle Mitarbeit/Büroleitung: Ina Andrae
Redaktionsanschrift: Mommsenstr. 27, 10629 Berlin
Telefon: (0 30) 32 70 94 14 Fax: (0 30) 32 70 94 15
www.online-merkur.de E-Mail: merkurzeitschrift@snafu.de
Der Merkur wird getragen von der Ernst H. Klett Stiftung Merkur
Der Merkur ist Partner von Eurozine. www.eurozine.com
Heft 10/11, Oktober/November 2013, 67. Jahrgang

Inhalt

Zu diesem Heft 861

I
URS STÄHEL
Die Angst vor der Gemeinschaft.
Figuren des Schüchternen 928

DIETER GRAM
Wachsende Heterogenität –
schwierige Integration 863

RAINER HANK
Wir Europäer.
Nach der verlorenen Unschuld 872
RUDOLF HELMSTEDTER
Kontingenzfähigkeit und
Absurditätsoleranz.
Eine Erfahrung, die man sich
nicht aussuchen kann 941

CORD RUECHELMANN
Luft, Wasser, Wald und Bindung.
Elemente einer Politik der
Grundgüter 886
II
DAVID WAGNER
Wir Was-weiß-ich 954

HELMUT KÖNIG
Freundschaft 893

THOMAS VESTING
Verbesserungsbedarf.
Szenenbildung Anfang der
Achtziger 957

Der öffentlich-rechtliche Rund-
funk und die neue Kultur der
Netzwerke 905

CHRISTIAN DEMAND
Die Wir-Maschine.
Museum und Erbengemein-
schaft 967

NINA VERHEYEN

Gemeinschaft durch Konkurrenz.
Georg Simmel und die Ellen-
bogenmenschen des Kaiserreichs 918
REMIGIUS BUNTA
Die deckigen Dinge.
Aus Liebe zum Konsum 980

EVA HORN
Überlebensgemeinschaften.
Zur Biopolitik der Katastrophe 992

ERHARD STÖLTING
Organisiertes Verbrechen und
der Geist der Gemeinschaft.
Die Modernität einer Abgrenzung
und ihre scheinbare Archaisk 1005

KATHRIN PASSIG
Die Wir-Verwirrung.
Kontextfusion und Konsens-
illusion 1016

KRISTIN SURAK
Die Gastarbeiter 1024

MATTHIAS DELL
Bring mir den Kopf von
Gregor Gysi.
Die DDR im Hubert-Winkels-
Wir 1036

MICHAEL RUTSCHKY
Wer ist wir?
Fragen an drei Wochen im
Juni 1046

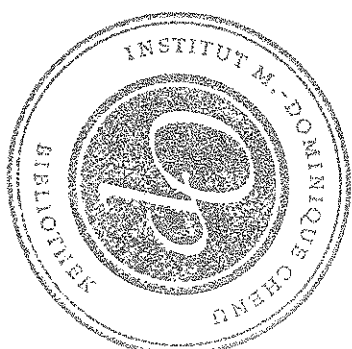
JAN FEDDERSEN
Europäischer Underground 1056

RALPH BOLLMANN
Vom Ich zum Wir.
Rituale der Vergemein-
schaftung im Berliner
Regierungsviertel 1064

WOLFGANG FACH
Exzessiver Egoismus.
Von Menschen und Monstern 1075

STEPHAN HERCZEG
Journal (VIII) 1084

FRANZ KAFKA
Gemeinschaft 1087

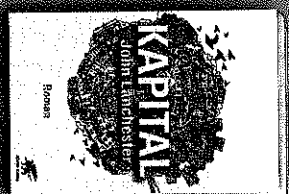




Prämie 1

Jörg Magenau:
**BRÜDER UNTERM
STERNENZELT**
Friedrich Georg und
Ernst Jung

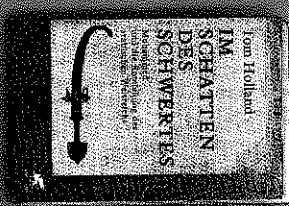
Zwei Brüder – ein Jahrhundert oben
Natur, Kunst und Rausch, zwei
Weltkriege, Nationalismus und
innere Emigration



Prämie 2

John Lanchester:
KAPITAL

Großstädte im Zeitalter der Finanzkrise
Lebes- und Wirtschaftsbedingungen, Regierbarkeit
hervor, wie sie sich und sich gegenseitig
bedingen. In der Hand von Lanchester
schon lange in der Literatur, aber noch
nicht in der Literatur. Ein Roman, der
unserer Gegenwart



Prämie 3

Tom Holland:
**IM SCHATTEN DES
SCHWERTES**

Mohammed und die Entste-
hung des arabischen Weltre-
ichs
Der sensationelle Aufstieg der Araber
im 7. und 8. Jahrhundert. Ein Ort zu
einer imperialen Macht

Merkur Sonderhefte 1998 bis 2012 (Auswahl)

Merkur 9/10 1998
Postmoderne. Eine Bilanz

Merkur 9/10 1999
Nach Gott fragen. Über das Religiöse

Merkur 8/9 2007
Kein Wille zur Macht. Dekadenz
Jubiläumshft. 700

Merkur 9/10 2009
Heldengedanken.
Über das heroische Phantasma

Ich abonniere die Zeitschrift MERKUR und erhalte eine der drei Buchprämien nach Zahlungseingang

☐ Prämiensabonnentent, print* ab Hft. € 120,-/5Fr 146,30; Vorzugspreis € 80,-/5Fr 97,90 für Studenten,
Nachweis s. beiliegende Bescheinigung; Jahresabonnentent, jährlich 10 Hefte und ein Doppelheft, zzgl. Versand:
€ 12,10 (D)/5Fr 24,20 (CH)/€ 19,80 (A)/€ 28,60 (übriges Ausland).

☐ Für Privatkunden zum Prämiensabonnentent Print das Online-Zusatz-Abonnentent* für nur € 20,-/Jahr:
sFr 28,-/Jahr.
Der Preis gilt nicht für Bibliotheken, Geschäftskunden und Institutionen. Kein Prämienvorsand.

☐ Prämiensabonnentent Online* € 120,-/5Fr 146,30 (Privatkundenpreis); Vorzugspreis € 80,-/5Fr 97,90 (Privatkunden-
preis) für Studenten, Nachweis s. beiliegende Bescheinigung, Jahresabonnentent.

Ich bin damit einverstanden, dass meine bei Klett-Cotta erhobenen persönlichen Daten zu schriftlichen Beratungs- und
Informationszwecken (Werbung) über Produkte des Verlags gespeichert, verarbeitet und genutzt werden. Sind Sie nicht
einverstanden, streichen Sie diese Klausel. Sollten Sie Abonnent einer Zeitschrift von Klett-Cotta sein, hat eine Streichung
Einwilligungserklärung keinen Einfluss auf Ihr Abonnement. Ihre Einwilligung können Sie jederzeit gegenüber Klett-Cotta
(s. Ansprechpartner) widerrufen. Weitere Informationen zum Datenschutz finden Sie in unserer Datenschutzerklärung.
weiche über die Homepage (www.klett-cotta.de) aufgerufen werden kann.

Bitte schicken Sie an meine umseitige Adresse:

- ☐ Prämie 1 ☐ Prämie 2 ☐ Prämie 3
Magenau: Brüder unterm Sternenzelt Lanchester: Kapital Holland: Im Schatten des Schwertes

HELMUT KÖNIG

Freundschaft

Die Wiederkehr der Freundschaft

Die Freundschaft ist wieder aktuell. Ratgeber versorgen uns mit Freundschaftsgeschichten und mit Tipps dazu, wie wir Freundschaften eingehen und pflegen können, was sie gefährdet und zerstört, und welche Verpflichtungen mit ihnen verbunden sind. Soziologen legen diese Ratgeber unter die Lupe, um Aufschluss über die Hintergründe und Motive dieser Konjunktur zu bekommen, und durch Betrugungen von Personen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Berufsgruppen eruieren und beschreiben sie die neuen Praktiken der Freundschaft. In Psychologie und Pädagogik wird die Bedeutung der Freundschaften für Adoleszenz, Pubertät und Erwachsenenalter wiederentdeckt. Philosophen beschwören die mögliche Unmöglichkeit der Freundschaft und stellen die Frage, was die besonderen Verpflichtungen, die Freunde eingehen, unter moralischen Gesichtspunkten bedeuten und ob sie überhaupt legitimierbar sind. Kulturwissenschaftler untersuchen Theorien und Poetiken der Freundschaft in Vergangenheit und Gegenwart, interessieren sich für das Faszinierende und Prekäre von Freundschaften, beugen sich über die Zeugnisse großer Freundschaften vergangener Zeiten und untersuchen die Metamorphosen der Freundschaft im Zeitalter der digitalen Revolution. Und mehr und mehr wird die Freundschaft durch die Mühlen des akademischen Konferenz- und Forschungsbetriebs gedreht.¹

Der Tenor des neuen Interesses an der Freundschaft lässt sich gut mit zwei Sätzen von Aristoteles beschreiben, von dem die älteste und bis heute umfassendste Freundschaftstheorie der Welt stammt. In der *Nikomachischen Ethik* formuliert er zu Beginn des achten Buches den berühmten Satz: »Keiner möchte ohne Freunde leben, auch wenn er alle übrigen Güter besäße.« Wer

Eine Auswahl: Tania Zeeb, *Die Dynamik der Freundschaft. Eine philologische Untersuchung der Konzeptionen Montaignes, La Rochefoucaulds, Chamforts und Foucaults*. Göttingen: V & R Unipress 2011; Katharina Münchberg/Christian Reidenbach (Hrsg.), *Freundschaft. Theorien und Poetiken*. München: Fink 2012; Thomas Jung/Stefan Müller-Dooch (Hrsg.), *Prekäre Freundschaften. Über geistige Nähe und Distanz*. München: Fink 2011; Klaus-Dieter Eichler (Hrsg.), *Philosophie der Freundschaft*. Leipzig: Reclam 1999; Michael Hofer, *Nähe, Nähe, Nähe. Freundschaft, Gerechtigkeit. Versteht und Anerkennt bei Abel, Gadamer und Schleiermacher*. München: Fink 1998; *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Nr. 2, 1997 mit dem Schwerpunkt *Die Moralität von Freundschaften*; *Mittelweg* 36, Nr. 3, 2008 zum Thema Freundschaft; Ursula Nötzold-Linden, *Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie*. Opladen: Verlag für Sozialwissenschaften 1994; Janosch Schöbin, *Freundschaft und Pirsorge. Bericht über eine Sozialform im Wandel*. Hamburger Edition 2013; Graduiertenkolleg an der Universität Freiburg: *Freunde. Güter, Grenzen, Praxis und Semantik von Freundschaft und Patronage in historischer, anthropologischer und kulturvergleichender Perspektive*. – Und nicht zu vergessen die prominenten Vorreiber und Trendsetter: Jacques Derrida, *Politik der Freundschaft*. Frankfurt: Suhrkamp 2000; Michel Foucault, *Von der Freundschaft als Lebensweise*. Berlin: Merve 1984.

die Tragik dieser Behauptung herausstreichen will, fügt eine zweite, ebenso berühmte, dem Aristoteles aber nur zugeschriebene und bei ihm nirgendwo nachweisbare Sentenz hinzu: »O Freunde, es gibt keine Freunde.«²

Der Anspruch geht, wie Giorgio Agamben gezeigt hat, auf einen Überlieferungsirrtum zurück.³ Aber die Tragödie von der Unmöglichkeit der Freundschaft ist mit ihm unwiderföhllich in der Welt: Freundschaft ist das Wichtigste im Leben, und zugleich ist sie unmöglich, sie ist unverzichtbar, und wir müssen doch an ihr scheitern. Kant hält sie in der *Metaphysik der Sitten* folgerichtig für etwas, das in der Wirklichkeit so selten ist wie ein schwarzer Schwan. Nietzsche tröstet sich über die Unmöglichkeit der Freundschaft mit dem korrespondierenden Ausruf hinweg: »Feinde, es gibt keinen Feind!« – ruf ich, der lebende Tor.

Von Freunden und Begleitern und vom Unglück

Was ist Freundschaft, und was macht sie so wertvoll und zugleich so fragil, riskant und unmöglich? Mit Hilfe von vier Abgrenzungen kann man sie genauer bestimmen.

Erstens: Freundschaft ist die Urform eines freiwilligen Zusammenschlusses und damit von Familie und Verwandtschaft deutlich unterschieden. Freunde werden gewählt und sind kein Schicksal, sie werden nicht aufgelegt wie die Blutsverwandten, die jedem immer schon und unvermeidlich mit der Geburt in die Wiege gelegt werden. Aber sie stehen einem doch sehr nah, sie sind gleichsam gewählte Verwandte, »Wahlverwandte«, so wie manchmal Blutsverwandte zu Freunden und damit zu einer besonderen Form von Wahlverwandten werden können. Freundschaft ist also nicht Schicksal.

Zweitens: Freundschaft schließt offene Sexualität aus. Freunde kommen einem körperlich nicht so nahe wie ein Liebespartner, woraus folgt, dass aus Freundschaften keine Kinder hervorgehen, die stets Verpflichtungen ganz eigener Art begründen. Freundschaft basiert also nicht auf der menschlichen Triebnatur.

Drittens: Freundschaften unterliegen keinen formellen institutionellen Regulierungen, im Unterschied beispielsweise zur Ehe. Sie beruhen auf lau-

ter ungeschriebenen Gesetzen, und ihre Regeln und ihre Grenzen sind nirgendwo formal normiert. Freundschaft hat also mit Rechten und Gesetzen nichts zu tun.

Viertens: Freunde sind keine Partner, mit denen man geschäftlich verbunden ist, oder Kollegen, die in der gleichen Firma oder Organisation arbeiten. Geschäftspartner und Arbeitskollegen sind im Prinzip austauschbar, Freunde nicht. Die Freundschaft gilt dieser spezifischen und unersetzbaren Person und keiner anderen. Hinzukommt: Freundschaften brauchen Zeit, Marktkontakte gehen schnell vorüber, sind punktuell und können mit jeweils anderen Partnern beliebig oft wiederholt und fortgesetzt werden. Freundschaft ist also immer persönlich.

Auch wenn man sich auf diese Basisbestimmungen einigen und das Feld damit ein wenig begrenzen kann, ist klar, wie groß der Raum der Freundschaft bleibt und welche enorme Bandbreite und Vielfalt in ihren Erscheinungsformen möglich ist. Unendlich viele Fragen bleiben offen und markieren die Klippen, an denen Freundschaften scheitern können. Wie viel Einssein braucht die Freundschaft, und wie viel Anderssein und Autonomie der Freunde trägt sie? Wie findet sie die richtige Balance zwischen Nähe und Distanz, Zuneigung und Achtung, Offenheit und Reserviertheit, bedingungsloser Loyalität und kalkulierender Vorsicht? Wie viel Einseitigkeit, Asymmetrie und Ungleichheit hält sie aus? Hört sie wirklich beim Geld auf? Welche Relation zwischen Eigennutzen und Selbstlosigkeit, zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit ist mit ihr vereinbar? Müssen Freunde alles voneinander wissen? Gibt es Grenzen der Ehrlichkeit? Darf man sich Freunden gegenüber kalkulierend verhalten?

Es geht um lauter weiche, sensible und extrem störanfällige Bestimmungen, Eigenschaften und Gefühle, um Sympathie, Vertrauen, Verlässlichkeit, Wahrhaftigkeit, Offenheit, Solidarität, Opferbereitschaft, Anteilnahme, Aufmerksamkeits, Wechselseitigkeit, Diskretion, Takt. Gerade weil die Freundschaft formal so wenig geregelt und bestimmt ist, ist sie auch attraktiv für Lebensexperimente und riskante Sozialformen, für Konzepte einer Ästhetik der Existenz, in denen die Möglichkeiten der Kunst der Freiheit ausprobiert werden. Das gilt vorzugsweise für die Sphäre der Kreativität und der künstlerischen Avantgarde und damit für die Ränder des Konventionellen.

Wenn wir den Soziologen glauben dürfen, sind es aber nicht diese exzentrischen Möglichkeiten, die die gegenwärtige Wiedelerkehr der Freundschaft motivieren, sondern etwas ganz Handfestes und Direktes, nämlich das sozialtechnische Motiv der Fürsorge. Damit reagiert die Freundschaft auf den demografischen Wandel und die Skepsis gegenüber den Betreuungsinstitutionen des Wohlfahrtsstaates, die ja ohnedies nicht die erfreulichste Aussicht für den Fall der Not und des Alters bieten und dazu auch noch vielfältigen Erosionen unterliegen. Die soziologische Diagnose lautet: Die Prozesse der Individualisierung haben die überlieferte Sozialform von Ehe und Familie unterspült und zur Senkung der Geburtenrate geführt. Wenn immer weniger Kinder geboren werden und die wenigen Kinder, die geboren werden, auch noch als Einzelkinder aufwachsen, gehören Geschwister, Tanten, Onkel

² Die Überlieferungsgeschichte dieses paradoxen Ausrufs ist einigermaßen rätselhaft. Der Satz findet sich an prominenter Stelle in einer anderen berühmten Freundschaftsschrift, nämlich in *De Lantité*, in der Michel de Montaigne seiner Freundschaft mit Etienne de La Boétie ein Denkmal gesetzt und zugleich einen Gründungstext des neuzeitlichen Freundschaftsdiskurses vorgelegt hat. Von hier aus macht der Ausruf seinen Weg durch die Freundschaftsliteratur. Kant schreibt ihn einmal, in der *Metaphysik der Sitten*, dem Aristoteles zu, und ein anderes Mal, in den *Vorlesungen über die Ethik*, legt er ihn Sokrates in den Mund. Nietzsche zitiert den Ausruf im ersten Band von *Menschliche, Allzumenschliche* und meint, er stamme von dem »sterbenden Weisen«, und Jacques Derrida ist von dieser paradoxen Anrufung der Freundschaft so fasziniert, dass er um sie herum seine gesamte *Politik der Freundschaft* entfaltet.

³ Giorgio Agamben, *Der Freund*. In: Katharina Münchberg/Christian Reidenbach (Hrsg.), *Freundschaft. Theorien und Poetiken*. München: Fink 2012.

und Cousins mehr und mehr der Vergangenheit an. Dann wird die Ressource Fürsorge und Solidarität auf der Basis von Verwandten, die in der Not füreinander da sind, zunehmend rar, und die Angst vor dem Altern und vor Lebenslagen, in denen es ernst wird und man ohne Hilfe anderer nicht zurecht kommt, nimmt zu.

Das ist der banale Hintergrund, auf dem die neue Wertschätzung der Freundschaft gedeiht. Sie ist das Resultat der Zunahme von Angst und Unsicherheit. Freundschaft ist eine nützliche Sozialform der Lebensbewältigung angesichts der Unwägbarkeiten und Risiken des Lebens bei wegbrechenden Familienbindungen. Freundschaft wird zum Rettungsanker in persönlichen Stürmen und Untiefen, vor denen niemand sicher ist, die niemals ausgeschlossen werden können und vor denen keiner, wenn sie ihn erreichen, allein dasitzen möchte. Mit dem Hintergrundmotiv der Fürsorge wird die Freundschaft gegenwärtig zum ersten Mal in der Geschichte aus einer Domäne der Männer zu einer Angelegenheit der Frauen. Und sie wird vor allem von den Älteren geschätzt, die sich, zwischen Bangen und Hoffen, die Frage stellen, wie es weitergeht, wenn keine Kinder da sind beziehungsweise wenn ihre »Kinder der Globalisierung« (Ulrich Beck) möglicherweise fernab ihren Aufenthaltsort haben.

Wie ist es heute mit der Freundschaft bei den Jüngeren bestellt? Seit Romantik und Sturm und Drang galt die Phase der Jugend und der jüngeren Erwachsenen als die Zeit, in der die schwärmerische und weltabgewandte Seite der Freundschaftsbeziehungen am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Während sich die Älteren im sicheren Hafen von Ehe und Familie einrichten, erproben die Jüngeren den Aufruhr gegen die engen Grenzen Zwänge und Konventionen. Provokation, Risiko, radikale Suche nach Selbstverwirklichung haben hier ihren Ort, und die Freundschaften helfen dabei, in dieser Lebensphase nicht vollkommen unverstanden, alleine und ohne Unterstützung dazustehen.

Auch das hat sich offenbar geändert. Heute, so scheint es, ist Freundschaft für die Jüngeren keine Hilfe mehr bei dem Versuch, ihren Ort im Beruf, im Leben und in der Gesellschaft zu finden, sondern eher Last und Beschränkung. Freunde und die mit ihnen verbundenen Verpflichtungen hindern sie daran, ihren Weg zu machen, ihre Karriere zu verfolgen und im Konkurrenzkampf um gute Positionen zu bestehen. Die Angst vor Kündigung sitzt ihnen zu sehr im Nacken. Verkehrte Welten: Wo die Älteren – aus Sicherheitsgründen – die Freundschaft suchen, um für die Kontingenzen des Lebens gewappnet zu sein, da können sich die Jüngeren – ebenfalls aus Sicherheitsgründen – Freundschaften nicht mehr leisten. Auch sie wollen freilich nicht so gerne ganz allein sein. Sie suchen sich aber keine Freunde mehr, sondern ersetzen sie durch »Begleiter«, die den Vorteil haben, dass sie kaum Ansprüche stellen.

So jedenfalls sehen es die Volontäre der *Süddeutschen Zeitung*, die die von ihnen gestaltete Wochenendbeilage zur Ausgabe vom 29./30. Juni 2013 unter das Thema *Begleiter* stellten. Noch nie habe es eine Generation gegeben, schreiben sie im Editorial, »die so wenige feste Bindungen hatte wie wir«.

Und: »In einer Zeit, da Lebenswege zickzackförmig verlaufen, die ökonomischen Zwänge und die Ambitionen uns quer durch Länder oder Kontinente führen, bedeutet eine feste Bindung an einen Menschen ein Risiko. Könnte einen ja behindern, sobald sich die Lebensplanung ändert. So halten wir uns eher zurück mit festen Versprechen, im Ständesamt, beim Kinderkriegen, unter Freunden.« Es komme eben alles darauf an, wendig und ballastfrei zu bleiben und sich nicht festzulegen.

Aber, und das ist der springende und irritierende Punkt, das alles geschieht nicht aus Freiheit und Lust und Experimentierfreude, sondern, wie die Volontäre sagen, »paradoxerweise aus demselben Bedürfnis nach Sicherheit heraus, das Generationen vor uns noch dazu trieb, sich möglichst früh zu binden und sesshaft zu werden.« Auch hier also regiert die Angst, auch hier also regiert der Wunsch nach Sicherheit. Die einen gehen aus Angst die Freundschaften ein, die anderen schrecken – ebenfalls aus Angst – vor dem Eingehen von Freundschaften zurück. Das eine wie das andere klingt sehr nach Nothelf, nach Existenzangst und Unsicherheit. Die Angst ist offenbar die Signatur der Zeit und der Antrieb der gegenwärtig vorherrschenden Sozialformen. Freunde und Begleiter sind nützlich, weil sie den Bedürfnissen und Verheeren helfen, die Nöte des Lebens auszuhalten.

Tatsächlich, so scheint es, sind Unglück, Sorge und Angst gute Antriebe für die Freundschaft. Der Volksmund weiß, dass man seine wahren Freunde erst im Unglück erkennt. Das Unglück lässt die Menschen zusammenrücken und sich gegenseitig die Wärme spenden, die sie zum Überleben brauchen. »Unglückliche Menschen«, so schreibt Helvétius in seiner Schrift *Vom Geist*, »sind im allgemeinen die zärtlichsten Freunde. Durch gemeinsames Unglück miteinander verbunden, genießen sie, während sie die Leiden ihres Freundes beklagen, das Vergnügen des Gerührtheits über sich selbst.«⁴

Natürlich ist das nicht gering zu achten. Aber wo das Unglück die Freundschaft regiert, bekommt sie den Charakter einer Notgemeinschaft, und die Freiheit bleibt auf der Strecke. Es ist dann allzu häufig so, wie Helvétius es bereits notierte, dass die Freunde weniger an der Beseitigung des Ungemachs interessiert sind, als dass sie sich in ihrem Gefühl des Einsseins angesichts der Schlechtigkeit der Welt einigeln. Freundschaft, die vom Mitleid lebt, führt allzu leicht zur Abwendung von der Welt und zur Flucht in eine fernab aller Realität liegende imaginäre Zitadelle. Nicht Unglück und Mitleid sind die Elemente wahrer Freundschaft, sondern, wie Kant es in der *Metaphysik der Sitten* so schön formuliert, die »Mitfreude«.

Adam Smith oder die Überflüssigkeit der Freundschaft

Die Geschichte der liberalen Gesellschaft beginnt mit dem Überflüssigmachen der Freundschaft. Das Argument, mit dem Adam Smith gleich am Anfang von *Wealth of Nations* die neuen Errungenschaften der Arbeitsteilung,

⁴ Claude Adrien Helvétius, *Freundschaft und Interessen*. In: Klaus-Dieter Eichler (Hrsg.), *Philosophie der Freundschaft*. Leipzig: Reclam 1999.

des Tausches und des Marktes anpreist, operiert mit dem Versprechen, dass die aufwendigen Prozeduren der Freundschaft nun nicht mehr nötig sind. In der zivilisierten Gesellschaft, meint Smith, braucht jeder einzelne Mensch »die Mitwirkung und den Beistand einer großen Menge von Menschen«, da nur sie ihm die Dinge liefern können, auf die er angewiesen ist und die er selber nicht herzustellen vermag. Auf dem Wege der Freundschaft dieser großen Menge anderer Menschen dazu zu bringen, mir das, was ich brauche, zur Verfügung zu stellen, ist nach Smith vollkommen illusionär, wo doch mein ganzes Leben kaum dazu hinreichend, auch nur die Freundschaft von einigen wenigen Personen zu gewinnen. Also kann es nicht die Freundschaft sein, die andere Menschen dazu bringt, mit mir und anderen in Kontrakt zu treten. Das Leben ist dafür zu kurz, und es sind einfach zu viele Leute, auf deren Beistand ich angewiesen bin.

Die Pflege der Freundschaft ist aber nicht nur zu aufwendig und zeitintensiv, sondern zudem eine Angelegenheit, die den Menschen entwürdigt. Um die Freundschaft anderer zu werben, ist nach Smith gleichbedeutend damit, dass man »durch alle möglichen knechtischen und kriecherischen Aufmerksamkeiten ihre Willfährigkeit zu gewinnen« sucht. Das mag in der Welt der Tiere angemessen sein, die winseln müssen, wenn sie bei anderen etwas erreichen wollen, aber für Menschen ist es erniedrigend. Die Menschen unterscheiden sich von den Tieren dadurch, dass sie über eine Sozialtechnik verfügen, die die tierische Kriecherei überflüssig macht, und das ist nicht etwa die Fähigkeit des Redens, sondern das Tauschen. Tauschen beruht nicht auf Wohlwollen, Gunst und Freundschaft, sondern auf Interesse, Vorteil und Eigenliebe. Beim Tauschen reicht es, wenn jeder seinen eigenen Vorteil im Sinn hat. Automatisch und auf wundersame Weise werden mit der Realisierung des eigenen Vorteils sogar zugleich die Interessen des anderen Tauschpartners realisiert, sodass alle Beteiligten auf ihre Kosten kommen. Kurz und gut: Wo das Tauschprinzip des Marktes regiert, wird Freundschaft überflüssig. Und am Ende »lebt jeder vom Tausch, oder wird gewissermaßen ein Kaufmann, und die Gesellschaft selbst wird eigentlich eine Handelsgesellschaft«.

In der Welt der Ökonomie ist das Freundschaftsprinzip damit obsolet. In der Welt der Politik und des Staates hatte Thomas Hobbes bereits gut einhundert Jahre vor Smith für etwas Ähnliches gesorgt. Nach Hobbes lässt sich der Staat am besten damit begründen, dass sich jeder sein unmittelbares Interesse an der Sicherheit des eigenen Lebens und sein abgrundtiefes Misstrauen allen anderen gegenüber vor Augen führt und dann in einer Art Nutzenkalkül zu dem Ergebnis kommt, dass dem eigenen Sicherheitsinteresse nur dann gedient ist, wenn eine unabhängige, mit einem absoluten Gewaltmonopol ausgestattete Instanz damit beauftragt wird, für diese Sicherheit zu sorgen. Die Eintracht der Gesellschaft beruht nicht auf Freundschaft und Zuneigung, sondern auf der Androhung von Gewalt. Es geht im Politischen nicht länger um die Realisierung des guten Lebens, sondern nur noch darum, dass die Leute nicht übereinander herfallen und sich bekriegen. Und während Freunde für ihre Verständigung nichts anderes haben als Worte und

Gespräche, traut Hobbes diesen weichen Mitteln der Kommunikation und Aushandlung nicht über den Weg und ersetzt sie durch das Schwert und die Strafe.

Das politische Handeln und die Freundschaft

Es scheint mithin so zu sein, dass im liberalen Zeitalter für die Freundschaft nur noch ein Platz im Privaten übrigbleibt. Das ist uns geläufig und entspricht unserer gewohnten Sichtweise. Freilich ist es nicht die ganze Wahrheit. Eine reine Handelsgesellschaft, von der Smith spricht, kann es nicht geben, ein Staat, der nur nach den Prinzipien des Misstrauens, des Nutzenkalküls und der durch Zwang herbeigeführten Eintracht funktioniert, wäre ein reines Monster, und eine Freundschaft, die ganz auf den Kreis des Privaten und Gefühlseligen begrenzt ist, wie wir sie seit Rousseau kennen, wäre wirklich nur noch das, wofür schon Kant sie in der *Metaphysik der Sitten* hielt: das »Steckenpferd der Romanschreiber«.

Die realen Erfahrungen sehen auch in der liberalen Gesellschaft immer noch anders aus. Überall da, wo sich Leute zusammmentum, um im öffentlichen Raum etwas zu erreichen, folgen sie keinem Nutzenkalkül, sondern einem Modell, das noliens volens die klassischen Züge der Freundschaft trägt. Das gilt für die unendliche Fülle zivilgesellschaftlicher Aktivitäten und Unternehmungen, von der Gründung eines Kinderladens oder Sportvereins über Initiativen für mehr Demokratie, die Bekämpfung von Korruption und Amtsmissbrauch bis zur Besetzung von öffentlichen Häusern oder Plätzen, die gegen Privatisierung und Kommerzialisierung verteidigt werden. In vielen Beschreibungen und Bewertungen wird das gemeinsame Handeln in der Sprache Rousseaus als der einheitliche Wille von Gruppen und Gemeinschaften dargestellt, die jedes Opfer auf sich nehmen und sich mit Haut und Haaren einer gemeinsamen Sache verschreiben. Aber es dürfte weitaus angemessener sein, diese Phänomene in der Semantik der klassischen Freundschaftskonzeption zu umschreiben.

Um ein Beispiel aus dem öffentlichen geistigen Leben zu nehmen: Wenn eine Gruppe eine Zeitschrift gründet und herausgibt, kann dieses Unternehmen nie und nimmer nach dem Tausch- oder Misstrauensprinzip funktionieren. Die Leute, die sich zusammmentum und an den entsprechenden Aktivitäten beteiligen, verdienen damit normalerweise kein Geld, und wenn sie einander misstrauen, wäre das Unternehmen schon zu Ende, bevor es angefangen hat. Es muss sich bei den Beteiligten auch nicht um Personen handeln, die einander privat und persönlich besonders gut kennen. Es reicht, wenn sie eine ähnliche Haltung zur Welt, zum Schreiben und zum Denken an den Tag legen. Die Freundschaft, die sie antreibt und zusammenführt, basiert nicht darauf, dass sie einander alles offenbaren und sich auf sich selbst zurückziehen, sondern ist das gerade Gegenteil von Intimität und Weltacht. Sie ist Hinwendung zur Welt und zur Öffentlichkeit, sie basiert auf der Gemeinsamkeit eines Vorhabens und auf einer gemeinsamen Haltung. Sie ist nicht differenzlos, sondern in jeder Hinsicht wählerisch und an-

spruchsvoll. Sie verlangt keinen förmlichen Vertrag, sondern begnügt sich mit dem Versprechen, und dieses Versprechen ist eine Auszeichnung, schließlich ist der Mensch das Tier, das versprechen darf, wie Nietzsche es in einer seiner genialen Formulierungen in *Zur Genealogie der Moral* gesagt hat. Es ist dieses Versprechenkönnen und Versprechendürfen, das die Freundschaft in Anspruch nimmt und von dem sie lebt, und damit lebt sie vom Vertrauen auf die Kraft des Wortes und vom guten Gedächtnis, sodass jeder morgen noch weiß, was er gestern versprochen hat und sich daran hält.

Versprechen zu geben und einzuhalten kann nicht erzwungen werden. Das Einhalten des Versprechens wird auch nicht, jedenfalls nicht nur, durch das protestantische Motiv der Pflichterfüllung angetrieben, auch nicht durch ein System von Anreizen. Es ist stattdessen nur durch eines motiviert: durch die Neigung der Beteiligten, ein gemeinsames Vorhaben auf die Beine zu stellen und am Laufen zu halten, dafür auch Arbeit, Zeit, Energie, Kopf und Herz zu investieren, es ist motiviert durch die Aussicht auf die Erschließung neuer Möglichkeiten, Ideen und Chancen, die jeder allein niemals auf den Weg bringen und ausprobieren könnte, die also nur durch das gemeinsame Handeln entstehen und die es ohne die Gemeinsamkeit des Sprechens, Planschmiedens, Abwägens, ohne den Austausch von Meinungen und das gemeinsame Entscheiden schlicht nicht geben würde. Dieses Versprechen verträgt sich nicht mit der Einrichtung einer neutralen Instanz, die seinen Vollzug überwacht und kontrolliert. Seine Fundamente bestehen aus Freiheit und Neigung, nicht aus Zwang und Pflicht.

Diese Art der Freundschaft ist von politischer Relevanz, weil im aristotelischen Sinn die Sphäre des Politischen nur durch ein andauerndes und nie ein für allemal zu Ende kommendes freies Sprechen und Handeln entsteht und dauerhaft erhalten wird. Zu den wesentlichen Elementen der Freundschaft in diesem politisch verstandenen Sinn gehört immer auch die Fähigkeit, nein zu sagen. Auf den ersten Blick scheint das Neinsagen der Freundschaft zu widersprechen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Hier, im Neinsagen, das ein Element der Freundschaft ist, wird die Differenz zu Rousseau am deutlichsten. In der Denkwelt Rousseaus steht jedes Nein im Verdacht, der Beginn einer illegitimen Fraktionsbildung zu sein, die die Einheitlichkeit und Stärke der *volonté générale* unterminiert. Die Einheit, die Rousseau vor Augen hat, ist die absolute Einheit der Differenzlosigkeit, in der alle Einzelwillen aufgehen und verschmelzen. Die politisch verstandene Freundschaft impliziert dagegen nicht Verschmelzung oder Nivellierung. Jeder muss und darf der Besondere bleiben, der er ist, und die Gleichrangigkeit der Freunde ist nicht identisch mit Uniformität.

Freilich darf man die Schwierigkeit nein zu sagen nicht unterschätzen.⁵ Das freundschaftliche Nein stellt hohe Anforderungen und ist eine Kunst. Sie gehört mit Sicherheit nicht zu den in dieser Welt tatsächlich verbreiteten Fähigkeiten und Tugenden. Worin besteht ihr Geheimnis? Man muss es ver-

stehen, in jedem Nein, etwa zu einem Text oder einem Vorschlag oder einem Urteil, stecks das Ja zu einer gemeinsamen Sache gegenwärtig zu halten. Keiner hat es gern, wenn er auf ein Nein trifft, wenn ein Vorschlag, ein Ansinnen oder das Ergebnis eigener Bemühungen und eigener Arbeit auf Vorbehalte und Reserven trifft. Das Neinsagen geht nur dann gut, wenn dem Nein ein Ja korrespondiert – ein Ja zur gemeinsamen Idee und zur gemeinsamen Haltung zur Welt. Dem Nein, das stets auch ein Ja ist, korrespondiert umgekehrt, dass im Ja immer auch ein Nein enthalten sein kann. Und damit das Ja (zu einem Text, zu einem Plan, zu einem Vorhaben, zu einer Idee) nicht entwertet wird, darf es niemals ein Ja aus Gefälligkeit sein. Die Freundschaft ist nicht der Ort, an dem ernäßigte Maßstäbe gelten, wo man sich gehen lassen kann und man es nicht so ernst oder genau nimmt. Formbewusstsein und Genauigkeit im Denken und im Ausdruck gehören zu dieser politisch verstandenen Freundschaft so gut hinzu wie die Bereitschaft zuzuhören, Zeit zu haben, Geduld zu üben, aufmerksam zu sein.

Hannah Arendt oder Politische Theorie der Freundschaft

Ist es pure Illusion, die moderne Gesellschaft in den Begriffen der klassischen Freundschaftstheorie zu beschreiben? Verhält es sich damit allenfalls so, wie nach Charles Taylor mit der Gemeinschaftssemantik à la Rousseau: dass wir zwar die Aktivitäten von politischen Bewegungen und Gruppen in dieser Sprache darstellen können, nicht aber die ganze Gesellschaft und die politische Ordnung, dass mithin die Freundschaft auch nicht die Orientierung zu bieten vermag, also etwas wäre, an dem sich das politische Denken und Handeln ausrichten kann?⁶

Niemand hat seit Aristoteles so intensiv und produktiv über die Freundschaft nachgedacht wie Hannah Arendt. Arendt war nicht nur privat ein wahres Genie der Freundschaft, wovon zum Beispiel ihre Briefwechsel mit Karl Jaspers oder mit Mary McCarthy auf beeindruckende Weise Zeugnis ablegen.⁷ Sie hat zugleich Elemente einer politischen Theorie der Freundschaft vorgelegt, die alles andere als antiquiert sind. Wenn wir heute irgendwo von Freundschaft in der Politik sprechen hören, dann assoziieren wir damit eher eine besondere Form von Komplizenschaft, so wie es der Ausruf „Jetzt gilt Freundschaft!“ des Dorfrichters Adam in Kleists *Der zerbrochene Krug* zum Ausdruck bringt – ein Ausruf, mit dem der Dorfrichter angesichts der bevorstehenden Visite durch den Gerichtsrat Walter seinem Schreiber signalisiert, dass der sich von sofort an bedingungslos auf seine Seite zu schlagen und alle Verfehlungen zu vertuschen hat. Bei Arendt kann man lernen, wie armselig und bitter diese Verbindung von Freundschaft und Komplizenschaft ist und was dabei verlorengeht. Freundschaft ist nur dann Kom-

⁵ Charles Taylor, *Wieweil Gemeinschaft braucht die Demokratie?* Frankfurt: Suhrkamp 2001.

⁶ Elisabeth Young-Bruhl, *Hannah Arendt. Leben, Werk und Zeit*, Frankfurt: Fischer 1989;

⁷ Hannah Arendt/Karl Jaspers, *Briefwechsel 1926-1969*, München: Piper 1991; Hannah Arendt/Mary McCarthy, *Im Vertrauen. Briefwechsel 1949-1975*, München: Piper 1995.

⁵ Vgl. Klaus Heinrich, *Versuch über die Schwierigkeit nein zu sagen*, Frankfurt: Stroemfeld 1982.

plizenschaft, wenn sie als etwas, dessen Ort ausschließlich das Private ist und das hier bedingungslos Loyaltät meint, in den politischen Bereich übertragen wird. Tatsächlich kann sie dann nur noch beide Welten diskreditieren, die Freundschaft so gut wie das Politische.

Für Arendt gilt, wie für Aristoteles, dass man in der Welt der Privatheit kein angemessenes, glückliches und gutes Leben führen kann. Arendt ist der Überzeugung, wie die Alten, dass Glück und Mißfreude im Zentrum der Freundschaft stehen, dass es mithin »für Menschen kein Glück geben kann, an dem sich nicht ein anderer, ein Freund mitfreut.«⁸ Und wie die Alten besteht sie insbesondere darauf, dass die Freundschaft als politische Kategorie in Anspruch genommen werden kann und muss. Nur dann nämlich ist es möglich, eine Vorstellung von politischer Ordnung und politischem Handeln zu entwickeln, die gegen ihre Reduktion auf Macht und Gewalt, Interessen- und Nutzenkalküle, Herrschaft und Gehorsam, Über- und Unterordnung kritischen Einspruch erhebt. Wenn Freiheit nichts anderes mehr ist als die ungehinderte Möglichkeit, den eigenen Nutzen zu maximieren; wenn Politik nur darin besteht, institutionelle und gewaltbasierte Sicherungen gegen die Störfähigkeit des Nutzenprinzips bereitzustellen, dann sind beide, das Politische wie die Freiheit, verloren.⁹

Die Freundschaft gehört zu den Kategorien, die es erlauben, über Alternativen nachzudenken. Am Politischen, wie an der Freundschaft, ist nichts natürlich. Niemand hat von Natur aus einen anderen zum Freund, und niemand wird von Natur aus, also durch Blutsbande, Familie und Herkunft, zum Teil eines politischen Gemeinwesens. Wenn verwandtschaftliche Bestimmungen in das Politische eingeführt werden, wenn das Politische als *makro anthropos*, als großer Körper oder nach dem Vorbild von Familie und Verwandtschaft gedacht wird, wird es unweigerlich verdorben und zerstört. Die Geschichte ist voll von Beispielen, die diese Behauptung belegen. Immer wenn das politische Denken und die politischen Ordnungen bei Naturbestimmungen ihre Zuflucht suchen, zum Beispiel bei der Nation, führt das zu Zerstörung und Untergang.

Gleiches gilt nach Arendt für die Brüderlichkeit, die seit der Französischen Revolution aus der christlichen Sphäre in das Politische hineingetragen wurde. Auch Brüderlichkeit gehört in die Rubrik der Natur und der Verwandtschaft, die im Politischen nichts verloren haben. Brüderlichkeit gibt es immer nur unter den Mitgliedern der eigenen Gruppe, zwischen denen im Namen der Bruderschaft alle Unterschiede, alle Distanz und aller Streit für illegitim und zum Verrat erklärt werden, nur um dann nach außen um so rigider das Abgrenzende und Trennende herauszustellen. Die Reduktion setzt also nicht erst damit ein, dass in der Brüderlichkeit per definitionem die Frauen ausgeschlossen sind, sondern besteht immer schon darin, dass sie mit der Forderung von Distanzlosigkeit und der Nivellierung aller

Unterschiede verbunden ist. Verwandtschaft, Familie, Brüderlichkeit sind Modelle der Homogenisierung und der Schließung. Mit der Schwesterlichkeit, die Simone de Beauvoir am Ende von *Das andere Geschlecht* zum Ideal erhebt, verhält es sich im übrigen nicht besser.¹⁰

Die Beschreibung der Brüderlichkeit ist nach Arendt immer eine Reaktion auf Verfolgung und Erniedrigung. Verfolgten und versklavten Gruppen bleibt gar nichts anderes übrig, als sich aus der Welt zurückzuziehen, um im Verborgenen so gut es geht zu überleben, und dafür müssen sie alle internen Differenzen und allen internen Streit ausschalten. Die Art der Menschlichkeit, die in diesen Situationen der Verfolgung entsteht, ist das Vorrecht der Periaölker. Sie wird teuer bezahlt, weil sie mit der Abschließung gegenüber der Außenwelt verbunden ist. Verfolgung und Erniedrigung sind stets ein Unglück und müssen verhindert werden, wo immer es möglich ist. Aber sie sind umgekehrt auch nicht a priori ein Verdienst, aus dem sich etwa ein Anspruch auf höhere Einsicht und Wahrheit herleiten ließe. Ohnedies hat der Anspruch auf Wahrheit, wie immer er sich begründet, im Politischen eine ähnlich zerstörerische Wirkung wie die Verwandtschaft. Wer sich im Besitz absoluter Wahrheit sieht, die mithilfe der Politik, das heißt durch die Eroberung der Schalthel der Macht, realisiert werden soll, macht aus der Politik eine Technik und damit eine Angelegenheit von Ingenieuren.

In der Kritik an allen Naturbestimmungen in der Welt der Politik ist sich Arendt durchaus einig mit dem Liberalismus. Die Wege trennen sich beim Glauben an das Nutzenprinzip und bei der Idee des Vertrags, die für das liberale Denken und die liberale Gesellschaft typisch sind. Das politische Band zwischen Bürgern nach dem Muster des Vertrags zu denken, stößt bei Arendt deswegen nicht auf Gegenliebe, weil das Vertragsdenken immer eine unabhängige dritte Gewalt in Anspruch nehmen muss, die als Überwachungs- und Kontrollinstanz tätig wird. Die damit verbundene Über- und Unterordnung ist für das Politische unangemessen. Hinzu kommt, dass auch der Vertrag immer die Einheit erstrebt und damit eine Schließung zum Ziel hat.

Das Wichtigste in Freundschaft und Politik besteht dagegen nach Arendt darin, dass sie die Räume und Zugänge nicht schließen, sondern öffnen, dass sie nicht homogenisieren, sondern Verschiedenheit, Vielheit und Pluralität ermöglichen, anstreben und bewahren. Pluralität und Vielfalt sind nicht das Übel, von dem die Welt befreit werden muss, sondern umgekehrt das, was sie erst konstituiert. Das bedeutet nicht, dass die Freundschaft nicht wählisch wäre – im Gegenteil: Ohne das Element der Wahl und der Freiheit gäbe es sie nicht oder besäße sie nichts. Das heißt nicht, dass diejenigen, die außerhalb stehen, dadurch zu Feinden würden, wie es Carl Schmitt uns in *Der Begriff des Politischen* nahelegt. Wohl aber heißt es, dass zur Freundschaft wie zum politischen Handeln die Möglichkeit und Fähigkeit des Neinsagens hinzugehört. Wo dagegen die Freundschaft die Feindschaft braucht, um zu

⁸ Hannah Arendt, *Gedanken zu Lessing. Von der Menschlichkeit in finsternen Zeiten*. In: Dies., *Menschen in finsternen Zeiten*. München: Piper 1989.

⁹ Hannah Arendt, *Was ist Politik?* München: Piper 1993.

¹⁰ Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht*. Reinbek: Rowohlt 2000.

bestehen, ist es mit ihr zu Ende. Der Freund, den Carl Schmitt beschwört und den er über den gemeinsamen Feind bestimmt, ist in Wirklichkeit kein Freund, sondern ein Bruder.

Das Paradigma, in dem sich die Freundschaft wie das Politische entfalten, ist nach Arendt nicht der Kampf, schon gar nicht der Kampf auf Leben und Tod, sondern das Gespräch. Das Gespräch hat immer eine eigene Dynamik und – im Unterschied zum Vertrag – kein vorab feststehendes Ergebnis. Wohin es führt, hängt nicht von einem allein ab, sondern von allen Beteiligten. Es wird umso reicher, je mehr Perspektiven in ihm zur Geltung gebracht werden, es lebt von der Vielsichtigkeit und der Vielheit der Sichten, die in ihm zur Sprache kommen und nicht ineinander aufgehen. Wenn alle eins wären, gäbe es nichts zu sagen. Dass der Mensch ein redendes Wesen ist, wie Aristoteles im zweiten Buch seiner *Politik* sagt, kommt nur im Gespräch wirklich zur Geltung. Mit der Betonung des Redens ist nicht die bloß physische Fähigkeit gemeint, die dem Menschen mehr oder weniger von Natur aus zukommt, sondern die Fähigkeit, »im Zusammenleben durch Sprechen, und nicht durch Gewalt, die Angelegenheiten des menschlichen und vor allem öffentlichen Lebens zu regeln«.¹¹

Mit ihrem Verständnis von Freundschaft und Politik stellt Arendt die Sehnsucht nach Erlösung in Frage, die sie mit großer Hellsichtigkeit hinter den Wünschen nach Wahrheit und Einstimmigkeit am Werke sieht. Im Verlangen nach Verschmelzung und Einssein wird am Ende immer die Welt selber zu dem Übel, von dem wir – wie im christlichen Vaterunser – erlöst werden müssen. Das ist destruktiv und zerstörerisch. Freundschaft, Politik und Gespräch sind nach Arendt eigentlich nur dazu da, dieser destruktiven Erlösungssehnsucht, die nicht nur das Christentum, sondern das gesamte abendländische politische Denken durchzieht, Einhalt zu gebieten. Das Gespräch, in dem sich Freundschaft und Politik realisieren, hält die Spannungen und die Vielfalt der Perspektiven präsent und darf niemals zu Ende gehen. Wo die Freundschaft, die Politik und das Gespräch enden, beginnt der Schrecken.

Verbesserungsbedarf

Der öffentlich-rechtliche Rundfunk und die neue Kultur der Netzwerke

Die »Sexismusdebatte«, die Anfang 2013 das Thema des missglückten Sturts der SPD-Kanzlerkandidatur Peer Steinbrücks ablöste (um dann ihrerseits in der »Plagiatsaffäre« um die ehemalige Bundesbildungsministerin Annette Schavan das nächste Thema zu finden), hatte im öffentlich-rechtlichen Fernsehen etwa folgende Verlaufskurve: Sonntagabend debattierte Günther Jauch mit einer Reihe mehr oder weniger prominenter Gäste im ARD-Abendprogramm. Am Mittwochabend wurde dasselbe Thema unter dem Titel »Sexismus-Aufschrei« – erneut mithilfe einer Reihe mehr oder weniger prominenter Gäste – in der Talkshow von Anne Will behandelt, ebenfalls im Ersten, am Donnerstagabend folgte Maybrit Illner im ZDF.

Bereits der Auftakt dieser »Debatte« bei Günther Jauch war symptomatisch: Neben dem eigentlichen Thema, ob die vom FDP-Bundestagsfraktionsvorsitzenden Rainer Brüderle gepflegte Semantik des Herrenwitzes nach 23.30 Uhr gegenüber einer ihn länger als ein Jahr begleitenden Journalistin nun »distanzos« oder gar »frauenfeindlich« sei, entfaltete sich schnell ein Paralleldiskurs. Hellmuth Karasek wies nach etwa zwanzigminütiger Diskussion nicht ganz überraschend darauf hin, dass im Herbst sein neues Buch erscheine. Alice Schwarzer erinnerte nur kurze Zeit später daran, dass die von ihr herausgegebene Zeitschrift *Emma* schon vor Jahren die grassierende »sexuelle Diskriminierung« von Frauen publik gemacht habe. Thomas Osterkorn war ohnehin nur gekommen, um die publizistische Bedeutung der von ihm geleiteten Zeitschrift *Stern* zu promoten, und Silvana Koch-Mehrin, die nach Aberkennung ihres Doktorgrades eine längere Auszeit vom medialen Spektakel genommen hatte, sprach die allgemeine Motivation zur Teilnahme an dieser Sendung dann am klarsten aus: Politik sei heute doch zumindest auch ein Kampf um Aufmerksamkeit!

Warum regt sich über derartig bizarre Talkshows niemand mehr auf? Wieso gibt es keine breitere öffentliche Debatte über die zum Teil desolaten Verfassungen eines Fernsehprogramms, das von allen finanziert wird? Wieso wird es einfach hingenommen, dass ein Großteil der Sendungen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens während der Primetime inzwischen primär dazu dient, den Status der daran beteiligten Prominenten zu reproduzieren?¹² Die Antwort auf diese Fragen ist natürlich, in gewisser Weise, einfach: Seitdem das neue Netzwerk aus Medien – Fernsehen, Radio, Internet, Apps usw. –

¹¹ Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, München: Piper 1986.

¹² Vgl. Georg Franck, *Celebrities. Elite der Mediengesellschaft? In: Merkur*, Nr. 743, April 2011; *Geometrie der Aufmerksamkeit*, Ein Entwurf, München: Hanser 1998.